

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Aus meinem Bühnenleben**

Erinnerungen

**Bauer, Karoline**

**Berlin, 1876**

3. Rahel

[urn:nbn:de:bsz:31-92935](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-92935)

### 3. Rahel.

Die Welt ist reizend, viel zu lieben drin.  
Sich damit begnügen ihr innerster Sinn.

Rahel.

»Ich bin der Menschenmagnet, mir fliegt das Pünktchen Mensch zu! Das ist auch meine Schönheit, mein Talent, mein Gefang, meine Gedichte, meine Grazie zc. zc. zc., die ich nicht besitze . . . Großer Ersatz. Fühlte jeder seinen so wie ich!« — heißt es in einem von Rahel's Briefen.

Schon als Kind hatte ich winziges Pünktchen Mensch diesen wunderbaren Menschenmagnet empfunden.

Rahel von Barnhagen war 1816 mit ihrem Gatten nach Karlsruhe gekommen. Dieser, Karl August Barnhagen von Ense fungirte drei Jahre lang als preussischer Ministerresident an unserem Hofe. Und immer, wenn ich die kleine ältliche Frau mit dem gelblichen Teint, den scharfen jüdischen Zügen, den zerzausten kunstlos hängenden Locken, der schlotternden unschönen Kleidung und der vogelhaften Beweglichkeit auf der Straße oder abends im Theater sah, flog mein Auge zu ihr hinüber . . .

Und was an dieser unscheinbaren Fremden fesselte das schönheitsfrohe Auge des kleinen dummen Mädchens, das die hoheitsvolle Schönheit der Königin Friederike von Schweden und die noch bezauberndere Anmuth und Grazie der Großherzogin Stephanie, die leuchtende Jugendblüte von Amalie Neumann und die wehmüthige Goldseligkeit der geliebten Benda

täglich bewunderte und selber das wunderschönste Mütterchen hatte?

Rahel Barnhagen war so ganz anders, als die Karlsruher Damen; sie hatte in ihrer Erscheinung und in ihrem Wesen so etwas Besonderes, das mich frappirte, ohne daß ich mir in meiner kindlichen Einfalt es erklären konnte oder dies auch nur versuchte. Dann hörte ich in dem Tarockkränzchen der Mutter viel Ruhmens von der Klugheit und Liebenswürdigkeit der geistreichen Frau von Barnhagen, die Männer und Frauen, Hoch und Niedrig, Alt und Jung gleich sehr bezauberte und sah sie mit unserer Großherzogin Stephanie und mit der Prinzessin Amalie so vertraut verkehren. Besonders bewundert wurde die anbetende Verehrung des noch jugendlichen Herrn von Barnhagen für seine vierzehn Jahre ältere, wenig schöne Gattin . . .

Auch meine alte Fratel war mit Frau von Barnhagen in Berührung gekommen und konnte nicht genug rühmen, wie leutselig und theilnahmvoll die Frau Ministerresidentin gegen die arme Trödlerjüdin gewesen sei. Sie hatte sie ihre »Religionschwester« genannt und aus ihrem strengjüdischen Elternhause in Berlin erzählt und wie sie sich nur ihrem Gatten zu Liebe habe taufen lassen . . . »Allvater Jehovah, der Ewige, Unwandelbare — heißt jetzt bei mir: Gott, der ewige, unwandelbare Allvater!«

Das Alles beschäftigte meine dämmrigen, stets regen Kindergedanken. Und doch mischte sich in mein nie müdes Interesse für die fremde Dame eine seltsame Scheu, über die ich mir ebenso wenig Rechenschaft zu geben vermochte, wie über der kleinen Frau magnetische Anziehungskraft. War es die wundersame Laufe einer vierzigjährigen Braut mit rastlosem Augenglas und rebellischen Locken, deren Alt meine lebhafteste Phantasie gleich im Bilde vor sich sah? War es das Unbegreifliche einer Ehe, in der die Frau wie die Mutter des Gatten erschien? Noch mehr aber war es sicher die so sehr gerühmte

Klugheit der Frau von Varnhagen, die mir so sehr imponirte, daß ich auf der Straße ihr immer scheu aus dem Wege ging und im Theater wie schuldbewußt schnell das Auge abwandte, wenn mich das blickende Augenglas traf.

Aus und über mein liebes Karlsruhe schrieb Rahel im Juli 1816: »Karlsruhe ist ein schöner unbequemer Ort. Die Unbequemlichkeit liegt in der Präension eines großen, ohne dessen Ressourcen zum Nutzen oder Vergnügen und in der Beschränktheit und dem Stagnirenden eines kleinen. Ist man hier geboren oder eingelebt, so mag's Einem auch hier gefallen: der Eindruck ist heiter, angenehm, Berlinisch; ja überraschend schön. Viel Wald, viel Sumpf, viel Mücken umher. Im Ort die schönste Bauart; schöne Gebäude, viel Grünes — verdure — und kein Logis: chambres garnies gar nicht. Wie konnte der Ort auch das wissen!« —

Schon nach drei Jahren — 1819 — wurde Herr von Varnhagen abberufen. Man sagte, er sei in den badischen Verfassungsfreitigkeiten seiner und der Karlsruher Regierung zu freisinnig aufgetreten und solle »zur Strafe« dafür nach Washington versetzt werden. Er lehnte aber ab, quittirte den Staatsdienst und ließ sich mit seiner Gattin, dem Titel und der Pension eines Legationsraths dauernd in Berlin nieder.

Hier sollte ich der gefeierten Rahel im Herbst 1824, bald nach meinem Abgange vom »Königstädter Theater« persönlich näher treten. Gleich bei meiner Ankunft in Berlin war mir von vielen wohlmeinenden Freunden gerathen worden: vor allen Dingen müsse ich der Frau von Varnhagen meinen Besuch machen. Sie sei eine große Freundin und Kennerin des Theaters und ihr Salon in allen Fragen der Kunst und Wissenschaft tonangebend. Alle Künstler beeilten sich daher, der Prophetin dieses geistreichsten der vielen ästhetischen Berliner Theatrische sich zuerst zu Füßen zu legen und um ihre Protektion zu bitten. Ueberdies sei Rahels Bruder, Ludwig Robert, einer der geachteten und einflußreichsten Theaterkritiker Berlins . . .

Aber ich konnte meine alte kindische Scheu aus Karlsruhe vor der gelehrten, fremdartigen Frau nicht überwinden und schob den Besuch von Woche zu Woche hinaus. So war ich denn schon ein halbes Jahr in Berlin und hatte Rachel nur auf der Straße, im Thiergarten oder bei den so beliebten Konzerten im »Hofjäger« gesehn. Erst meiner lebenswürdigen Kollegin Auguste Brede vom Hoftheater in Stuttgart, die jetzt im Spätherbst in ihrer Vaterstadt Berlin und bei ihrer langjährigen Freundin Rachel zum Besuch anwesend war und auch die Mutter und mich freundlich aufgesucht hatte, sollte es gelingen, mich fast gewaltsam zu Rachel zu schleppen.

Auguste Brede war eine schöne wohlthuende Erscheinung, groß und stattlich, nur war — wie auch bei Esslair — das reizende Köpfchen fast zu klein und lieblich für die Heroinengestalt. Das brachte sie und ihre Kunst in immerwährende Konflikte mit dem Urtheil des Publikums. Gab sie in »Minna von Barnhelm« die Franziska, so sagte man: ein reizendes Kammerkätzchen — aber eigentlich müßte diese stattliche Dame die Minna spielen. Da würde sie erst recht an ihrem Plage sein! — Spielte sie nun die Minna — da hieß es sicher umgekehrt: Wie Schade! bei diesem gebornen Fränzchengesicht!

Selbst Ludwig Tieck wurde von diesem Dilemma beirrt. Er sah Auguste Brede bei einem Gastspiel in Dresden als Franziska — und verlangte von ihr, sie solle — Lady Macbeth, die Orsina und Milford spielen. Als sie seinem Rath folgte, wollte er wieder Emilia Galotti und Louise Millerin von ihr sehen.

Ueberaus lebenswürdig, ja glänzend erschien mir die geistvolle Künstlerin im heiteren Konversationsstück. Nach Jahren — 1834 — sah ich sie bei meinem Gastspiel am Wiener Burgtheater als Königin Elisabeth (in »Maria Stuart«) und Gräfin Orsina wieder. Es waren achtungswerthe Leistungen einer klugen, denkenden Schauspielerin, aber nicht mehr. Ich

hätte die gute Auguste lieber in der witzfunkelnden Rolle eines Scribe'schen Konversationsstücks gesehen.

Ihre Freundschaft mit Rahel knüpfte sich schon im Jahre 1808. Diese — damals noch Rahel Levin Markus, oder auch, gleich ihrem Bruder Ludwig, Rahel Robert genannt — besuchte im September die Leipziger Messe und gleich am ersten Abend das Theater. Es wurde »das Intermezzo« gegeben. Rahel schrieb über die Vorstellung: »Opitz und eine Frau, deren Namen ich noch nicht weiß, sagten affektirte Verse göttlich!« — Jene Frau war Auguste Brede.

Als Rahel im August 1813 vor den Franzosen nach Prag flüchtete, fand sie dort Auguste Brede unter Liebichs Direktion wieder. Die Leipziger Bekanntschaft wurde sogleich erneut und schnell zur innigsten Freundschaft für's Leben. Rahel wohnte sogar Monate lang bei der Freundin. Später schreibt sie an ihre »liebe Gustelette« — an ihre »herzensgeliebte alte, immer theure Auguste! Schöne, Liebe!« —: »Holder Charakter! Sie sind die beste Frau. Sie sind die wahre Versüßerin. Sie sind süß. Ich weiß noch, wie Sie mir in Prag auf der Treppe entgegen kamen. Im grauen Ueberrock, ein Häubchen mit Puffen drauf und Ihre Schönheit im Gesicht . . .« und über die Freundin: »Mad. Lindner könnte keine bessere, ehrlichere, gütigere Frau kennen lernen. Ich liebe sie sehr und immer!«

Das ist Auguste Brede, die mich zu Rahel führte.

Meine Eindrücke, die ich von diesem Besuche und späteren Begegnungen mit Rahel empfang, schildert frischer und treuer, als ich es heute vermöchte, wenn auch jugendlich-flüchtig und ziemlich ordnungslos ein alter Brief aus jenen frohen Dezembertagen an Bruder Louis:

. . . »Eine alte Dame, Frau Krickeberg, welche (als Schauspielerin am Hoftheater) die undankbarsten Rollen übernehmen muß, habe ich auch liebgewonnen. Sie war mit

Kogebue befreundet, erzählt fesselnd aus vergangenen Zeiten und wird von Rahel von Barnhagen sehr geschätzt.

Als ich im Begriff war, im vierten Stock bei Frau Krickeberg anzuklopfen, trat mir Rahel entgegen, blieb aber noch während meines Besuches und forderte mich auf, sie durch die Straßen bis zu ihrer Wohnung zu begleiten. Sie sprach sehr lebhaft, in ihrer bezaubernden Redeweise. Unter Anderem sagte sie: »Von der alten Krickeberg habe ich mir oft Rath geholt, von ihr kann man Lebensweisheit lernen!«

»Sie — die geistreiche Rahel, bedürfen der Weisheit Anderer?« fragte ich lächelnd.

»Mehr als jedes andere Menschenkind!« sagte sie seufzend, — »ich bin oft unausstehlich trüb gestimmt! — Das wundert meinen lieben Narrn, nicht? Ja, Sie Glückliche wissen noch nicht, wie Nerven quälen können. Frau Krickeberg versteht aus der dürftigsten Blume noch Honig zu schlürfen, ist beladen mit den schwersten Sorgen und doch stets heiter. Sie spart, entbehrt für Lieblingswünsche — und gibt resignirt das sauer Erworbene den um Hülfe bittenden Töchtern, Schwiegersöhnen, Enkeln, — zufrieden, genug zu behalten, um ihre gesiederten Freunde nicht abschaffen zu müssen!«

»Gesiederte Freunde?«

»Ja, bemerkten Sie denn nicht die Menge Käfige mit Kanarienvögeln? Frau Krickeberg hört das lustige Geschmetter so gern und freut sich kindisch, wenn die reizenden Haushaltungen durch ausgebrütete Ankömmlinge vermehrt werden. Sie hat mir soeben versprochen, nächstens einen Kaffee zu geben mit Theater-Damen — vom Großmutterfach bis zu den Kinderrollen. Sie kommen auch, lieber Narr?«

»Mit Freuden! ich helfe dann die Honneurs machen.«

»Und ich spendire die Kuchen. Das wird hübsch werden. Ich verkehre gern mit dem Theatervölkchen. Es sind meistens gute Menschen; wenn auch der Dämon der Leidenschaften unter ihnen wohnt, so macht er sich doch nur blitzartig — vorüber-

gehend bemerkbar. Das Bessere überwiegt bei weitem die Fehler — und ich wiederhole, ich liebe, ich verehere die Künstler, ihr Umgang erfrischt mein Gemüth!«

Während dieser Lobeserhebungen hatte ich meine liebe Noth: bald mußte ich das Tuch erhaschen, welches stets von Rahel's Schultern glitt, dem Hut unbemerkt einen Knuff geben, denn er war schief aufgesetzt — sie stützen, denn alle Augenblicke trat sie auf ihr zu langes Kleid. Sie umarmte mich (vor ihrer Thür in der Französischen Straße Nr. 20) herzlich und schien keine Ahnung zu haben von ihrer so ganz eigenen, wunderlichen Toilette.

Als ich Frau Brede frug, weshalb sie, als vertraute Freundin, nicht Rahel bestimme, doch nur die nothwendigste Eitelkeit zu beobachten, oder Herrn von Barnhagen ins Komplotz zöge, versicherte sie, das würde nichts nützen, Beide würden es weder begreifen, noch ausführen, übrigens seien alle Bekannte an diese Eigenheiten der lebenswürdigen und geistreichen Rahel längst gewöhnt. — Wie ist denn aber Dein einfältiges Schwesterchen mit der berühmten Rahel auf einen so vertraulichen Fuß gekommen, daß sie sogar deren Hut knuffen darf? — Nicht wahr, Du fängst jetzt endlich an, vor mir ein wenig Respekt zu bekommen!

Doch ich will ehrlich sein — ich habe mich Anfangs selber nicht wenig vor der Bekanntschaft mit der berühmten, klugen, gelehrten, genialen Rahel von Barnhagen gefürchtet, und die Mutter himmelhoch gebeten, ohne mich bei Barnhagens Besuch zu machen. Vergebens wurde mir vorgestellt, daß Frau von Barnhagen während ihres Aufenthaltes in Karlsruhe mehr noch durch Herzensgüte und sanftes Wesen bezauberte, als durch sprudelnden Geist und hinreißende Unterhaltungsgabe . . . ich konnte meine kindische Furcht vor der gelehrten Frau nicht überwinden. Erst Frau Brede, der Jugend- und Herzensfreundin Rahel's, einer beliebten Künstlerin vom Stuttgarter Hoftheater, die gerade auf Besuch in Berlin ist und auch uns längst eine

liebe Bekannte geworden, war es vorbehalten, mich zu überreden. Frau Brede kam, uns bei Rachel einzuführen.

Als sie vernahm, weshalb ich nicht mitgehen wollte, ermunthigte sie mich: »Recht bald werden Sie Herr Ihrer Befangenheit werden. Meine Freundin ist gern heiter mit der Jugend, sie erwartet Sie und freut sich, die Abtrünnige vom Königstädter Theater, die so gerühmte Elsbeth aus dem »Turnier zu Kronstein« zu sehen. Rachel war krank und konnte keiner Vorstellung beiwohnen. Kommen Sie getrost, Sie werden mir noch für mein Zureden danken.« Und ich ging wirklich mit — und dankte Frau Brede später von Herzen.

Das Vorzimmer bei Barnhagens war nicht einladend, klein und düster, und die Visitenstube, obgleich geräumig und hübsch möblirt, gefiel mir erst recht nicht. Auch hier hatte sich die in Berlin so beliebte dunkelblaue Tapete eingebürgert, welche Jedermann so blaß erscheinen läßt. Die grau-weißen Gardinen schienen sehulichst einer Wäsche zu harren, und gaben dem Zimmer ein schwermüthiges Aussehen.

Frau von Barnhagen bewillkommte uns herzlich mit sanfter, angenehm klingender Stimme. Als wir Platz genommen hatten, hoffte ich die gepriesene Frau recht aufmerksam betrachten zu können, doch ich vermochte es nicht unbemerkt zu thun, denn während des lebhaften Gesprächs spielte sie beständig mit einem Augenglas, und öfters führte sie es blitzschnell an die Augen, mich dadurch fixirend.

Rachel ist klein, ziemlich stark, von Taille keine Spur. Ein graues Kleid hing wie ein Sack um ihre Gestalt, nur von einer Gürtelschnur lose gehalten, deren Enden nachschleiften. Die dunkelbraunen Haare schienen nur so in aller Eile hinaufgewirbelt zu sein, von einem Kamm gehalten, der immer herabzustürzen drohte. Einige wilde kleine Locken schmückten ihre schöne Stirne, und freundlich blickende, tiefblaue Augen, von langen Wimpern beschattet, milderten die scharfen jüdischen Züge; die ganze Physiognomie athmete Wohlwollen und hohe

Intelligenz. Ich entschuldigte auch bald die vernachlässigte Toilette, denn trotz der größten Lebendigkeit, der geistreichsten Reden, sah Rahel doch momentan — wie ermüdet aus, und eine gewisse Wehmuth umschleierte dann ihre Züge. Ganz eigenthümliche Bemerkungen überraschten und fesselten mich. Lachen und Scherzen wechselten bei der seltenen Frau oft blickschnell mit ernstern Betrachtungen und Rührung.

So behauptete Frau von Barnhagen, daß sie erst beim gleichzeitigen Anblick ihrer Schwägerin, Friederike Robert, und der Madame Neumann, meiner Kollegin in Karlsruhe, die Erzählung von des Grafen von Gleichen beiden Frauen begriffen habe: — von der weißen und der rothen Rose! Ludwig Roberts Frau, mit römischem Gesicht, ernst, marmorbläß, mit rabenschwarzem Haar und großen, dunklen Augen, gleiche einer Juno; — die Neumann, rosig blühend, blond, mit schelmischen Augen und zierlicher Gestalt, sei ein heiterer Mittag ... Plötzlich abbrechend frug sie mich: »Warum sagt denn die Jugend kein Wörtchen?« — »Ich höre mit Entzücken zu«, erwiderte ich, und erzählte dann, wie glücklich ich in Karlsruhe gewesen sei, die schöne Frau Robert, damals noch Frau Primavesa, beim Kommen aus der Schule auf der Straße zu sehen. Wie ich sie anstaunte, wähnend, die Fee aus dem eifrig gelesenen blauen Märchenbuch — Du erinnerst Dich doch, Louis? — zu erblicken, welche aus ihrem Feenreiche zeitweise verbannt, jetzt in Karlsruhe weile! So sei sie mir erschienen: die hohe Gestalt, traurig an mir vorüberschwebend, aber mild, meinen ehrerbietigen Knix mit den Worten lohnend: »Wie geht es, liebes, freundliches Kind?«

»Wie hübsch sich das anhört!« sagte Rahel; »ja, der Kinderblick! — wie richtig fühlen oft diese kleinen Menschen heraus, ob Kummer unser Gemüth bedrückt! Meine Schwägerin hatte damals manche Prüfung zu bestehen und war ungern in Karlsruhe.«

Dann kam die Rede auf das Theater. Rahel freute sich,

daß wir ihr Entzücken über die Mustervorstellung von Kleist's »Käthchen von Heilbronn« theilten. Sie fragte mehrere Male: »Nicht wahr? Rebenstein ist ein prächtiger, biederer, schöner Wetter von Strahl? und könnte man ein holderes, lieblicheres Käthchen zu sehen wünschen, als Frau von Holtei? Wie entzückend ist diese zarte, ätherische Erscheinung, besonders neben Wauer, diesem herzigen Gottschalk, der so brummig seinem Herrn die Wahrheit sagt und doch dabei zum — Fressen lieb ist!« Sie fand meine Ansicht ganz richtig, daß Frau von Holtei an Goethe's Mignon erinnere. »Wenn doch mein armer Kleist diesen Erfolg seines Stückes erlebt hätte!« — rief sie mit Wehmuth aus, — »er hätte nicht so furchtbar geendet — von der eigenen Hand! Hätte dieser Eine goldene Glücksstrahl seine umdüsterte Seele erhellt, Muth und Kraft wären ihm zurückgekehrt — zu neuem Leben — zu neuem Dichten!«

Ihre Augen hatten im Eifer des Gespräches einen wunderbaren Glanz bekommen, und die blassen Wangen waren geröthet. Das ließ sie unendlich interessant und anziehend erscheinen.

Madame Brede lenkte das Gespräch auf Frau von Barnhagen's Herzblatt, Friederike Anzelmann-Bethmann, und ich bat inständigst, mir von dieser seltenen Künstlerin zu erzählen. Heinrich Bethmann habe in rührender Begeisterung mir so viele Wunder von der verstorbenen Gattin berichtet. Rahel bestätigte Alles. »Friederike Bethmann hat uns gezeigt, wie richtig das Wort: »La grâce — plus belle que la beauté!« Obgleich etwas zu stark für ihre kleine Figur und mit zu dickem Halse, wußte sie doch trotz ihrer 48 Jahre alle Welt zu bezaubern, so daß August Wilhelm von Schlegel in seinem herrlichen Gedicht an die Bethmann sie mit Recht »ein Feenkind« nennen durfte, bei dem die Anmuth mit den Grazien Pathen gewesen. Sie spielte — gleich Ludwig Devrient — stets wie plötzlich inspirirt. Sie besaß eine unerschöpfliche Wärme des Gefühls, und ihre Stimme verstand nicht nur lieblich zu entzücken — auch zu er-

schüttern, gewaltsam zu ergreifen, wie keine andere. Dafür zeugten besonders ihre Lady Macbeth und Phädra. — Außer dem sang und spielte sie wunderlieblich in Operetten — als Aline, Königin von Golkonda, Fanchon und Nina. Die Vielseitigkeit ihres Talentes ist bis jetzt noch nicht übertroffen!«

Herrn von Barnhagen's Kommen unterbrach das für mich so höchst interessante Gespräch. Er machte auf mich von vornherein einen recht unbedeutenden, ja unangenehmen Eindruck. Er hat nicht die Spur von ernster, würdiger, imponirender Männlichkeit. Er gilt auch in ganz Berlin als eine Klatschbase prima Sorte. \*) Er spricht mit leiser, beinahe flüsternder,

\*) Diese Stelle hat bei Leuten, die Barnhagen nur aus älteren Literaturgeschichten oder aus dem Konversationslexikon kennen, hin und wieder Befremden erregt. Wie richtig aber die junge Schreiberin des Briefes den Verfasser von »Barnhagens Nachlaß« schon vor 50 Jahren beurtheilte, beweisen nicht nur jene nachgelassenen Tagebücher, sondern auch gewichtige Stimmen von Zeitgenossen. So schreibt Professor Ernst von Leutsch im »Göttinger philologischen Anzeiger« in einer freundlich eingehenden Kritik über die erste Auflage des »Bühnenleben«, nachdem er obige Stelle citirt: ... »Worte, die ich hieher setze, weil mir einst der edle Heinrich Ritter diesen charakterlosen Mann fast mit denselben Worten schilderte.« — Ebenso heißt es in einer trefflichen und treffenden Kritik der »Ausg. Allgem. Zeit.« desselben Buches: »Sie (die Verf.) hat stets Worte der wärmsten Anerkennung für ihre Rivalen und Rivalinnen und vergißt auch bei entschieden antipathischen Personen nicht leicht eine gute Seite derselben hervorzuheben. Nur bei einem einzigen Menschen weiß Karoline Bauer, die sonst so heiter und mild Urtheilende, gar »kein gutes Haar zu finden, das ist — Barnhagen, der ihr von vornherein ... (folgt obige Stelle). »Hier hat man in Wahrheit den Barnhagen der Tagebücher leibhaftig, wenn auch ungeschmeichelt porträtirt, und das Bild stimmt genau zur Vorstellung, die sich Jeder, der den vielgewandten Mann nicht persönlich gekannt hat, aus den Schriften seines Nachlasses machen muß ...« — Und ein anderer Zeitgenosse, Karl von Holtei, schreibt 1860 über die »Briefe Humboldt's an Barnhagen« dem Professor August Kahlert in Breslau: »Das von Fräulein A.(ffing) herausgegebene viel beschriebene Buch hab' ich langweilig gefunden. Meine Ansicht über Herrn v. Barnhagen stand schon vorher fest: Innerliche Impotenz bei äußerlicher Glätte — ein serviler Schmeichler, — ein Aristokrat im schlechtesten

gezierter Stimme. Die grauen, matten Augen vermögen dem runden, vollen Gesicht keinen belebenden Ausdruck zu verleihen, denn er hält sie stets halb geschlossen, dabei spielt ein stereotypes Lächeln um seinen Mund, und das hellblonde Haar, die fast weißen Wimpern lassen die Züge noch unbedeutender und zerflossener erscheinen. Gar keine ansprechende Persönlichkeit! Herr von Varnhagen scheint seine Gattin über alle Maßen zu verehren! Er lauscht mit fast komischer Bewunderung jedem Worte Rahel's und beobachtet ihr Gesicht, ihre Bewegungen fortwährend aufmerksam und mit Selbstgefälligkeit, und auf seinem verschwommenen, eitlen Semmelgesichte triumphirt es: Ah! seht doch — ich bin der Mann dieser geistreichen, berühmten Frau! — In meinen Augen die jammervollste Rolle, die ein Mann spielen kann: der Mann seiner Frau zu sein! — also: hüte Dich davor, Louis!

Beim Abschied umarmte uns Frau von Varnhagen sehr herzlich und nahm uns das Versprechen ab, recht oft zur traulichen Theestunde zu kommen. . . .\*) Wenn wir nur die unschmackhafte Milchsuppe von Mann nicht mit in den Kauf nehmen müßten!

---

Sinne, — ein Demokrat aus Eitelkeit, — ein Heuchler, — ein sammelnder Kompilator, — ein Wortklauber, — ein Stil-Drechsler, — ein »Ausschneider«, — ein philiströser Pedant, — eine vornehmthuende gemeine Natur. Bei Alldem ein homme habile, der wohl verstand zu scheinen, zu gelten, zu imponiren sogar: Der echte Heros solcher Zeiten!« A. W.

\*) Wenige Wochen später schreibt Rahel (Buch des Andenkens für ihre Freunde) an den jungen Ruffen Alfred Graffunder:

»Donnerstag, den 20. Jan. 1825.

Morgen Abend kann ich Ihnen sehr etwas Hübsches zeigen, wenn Sie zu mir kommen können. Ich rathe es Ihnen. (Auch meinerwegen, denn es that mir vorgestern sehr leid, Sie verwaist bei mir gewußt zu haben; ich bin die Mutter in meinem Hause: wenn ich nicht da bin, sind die Kinder in den müßigen Stunden ganz irrt.) Das Hübsche ist ein Mensch; und der Mensch ein Mädchen; und das Mädchen Mlle. Bauer . . .« A. W.

S. Bauer: Aus meinem Vägnenleben 2c.

Viele genußreiche, gemüthliche Stunden verlebten wir schon bei Rahel. Sie scheint mir gewogen zu sein und Gefallen an meiner übermüthigen, jungen Fröhlichkeit zu finden, und ermuntert mich, stets so frisch von der Leber weg zu sprechen, wie mir es gerade einfällt. Einst sagte sie lachend zur Mutter, nachdem ihr Augenglas sehr beschäftigt gewesen war, mich zu fixiren, und ich so recht toll geplaudert hatte: »Ihre Tochter ist ein Narr! — aber — ein lieber Narr!« Ich bestehe nun darauf, stets so titulirt zu werden, denn dann ist — oder wird Rahel selber heiter und unnachahmlich lebenswürdig . . .«

Soweit jener alte, vor 51 Jahren geschriebene Brief der jungen übermüthigen Lina. Der alten Frau Erinnerungen, gereift und geläutert in einem reichen, wechselvollen Leben, möchten diese Blätter und Bilder ergänzen.

Rahel war unstreitig eine der interessantesten, geistreichsten und originellsten Frauen jener verschollenen Literatur- und Kulturperiode brieffeliger und theetisch-ästhetischer Geistesreichigkeit. Wie ein brillantes Feuerwerk sprühten und prasselten ihre Geistesfunken unaufhörlich nach allen Seiten hin — blendend — imponirend — bestechend . . . Aber auch nur zu oft bald betäubend und verwirrend. Es war ein königliches Feuerwerk, das mit Allem auf's Reichste ausgerüstet war: mit Raketen und Schwärmern, Feuerrädern und Feuergarben, Fröschen und Leuchtkugeln, bengalischen Flammen und Transparenten, illuminirten Ballons und goldnem Thränenregen — sogar elektrische Kanonenschläge gab es hin und wieder . . . Leider aber fehlte die ordnende Meisterhand, die das so überreich ausgerüstete Feuerwerk hübsch nach der Reihe und nach wohlthuenden Ruhepausen, zur Sammlung für den Zuschauer, abbrannte. Neckische Kobolde zündeten es bald hier — bald da auf allen Ecken und Enden an und da schossen dann Raketen und

Schwärmer und Leuchtflugeln und Frösche und all die andern Lichter und Funken närrisch und funterbunt durcheinander . . . Wie Rahel's Stil, so war ihr Gespräch: sprunghaft — kreuz und quer — voller Paradoxen. Höchst fesselnd, so lange das kleine Ich diesen tollen Geistesprüngen zu folgen vermochte: sie entwirrend und in klare Bahnen leitend. War aber diese Kraft zu Ende, so war man auch total verloren. Wie oft ist meinem armen Kindskopf das passiert! Resignirt, wie erstarrt saß ich dann der sprudelnden Rahel gegenüber und dachte mir: so muß Frau Lot zu Muth gewesen sein, als sie zur Salzsäule wurde!

Dazu kam schon mir jungem Dinge gar bald das wenig behagliche Gefühl: diese geistreiche, originelle Frau ist sich ihrer Geistreichigkeit und Originalität nur zu gut — bewußt! Dank den Posaunenstößen ihres Gatten und ihres Publikums ist es mit der Zeit sogar ihr Metier geworden: zu jeder Stunde am Schreibtisch, bei Visiten, auf der Promenade und am Theetisch geistreich und originell zu sein — à tout prix! Wie es das Metier der Pythia war, auf ihrem Dreifuß über der dampfenden Erdspalte zu sitzen, Lorbeerblätter zu kauen und den wartenden Gläubigen göttliche Orakelsprüche vorzustammeln, mag der Geist und der Gott sie treiben, oder nicht! — Das sind ungesunde Zustände des Geistes und der Seele.

Ja, oft hat die berühmte, vergötterte Rahel mir in der Seele leid gethan, wenn sie blaß, müde, von gichtischen Schmerzen und Brustbeklemmungen gequält auf ihrem Dreifuß am Theetisch darsaß und von allen Seiten betäubende Weihrauchdämpfe zu ihr aufstiegen und der Oberpriester Barnhagen der eifrigste und grausamste war, ihr immer neue Lorbeerblätter zum Kauen zwischen die Zähne zu schieben und alle Augen und Ohren auf ihren Orakelmund gerichtet waren . . . und die arme franke Rahel sich endlich doch wieder entschließen mußte: bon gré, mal gré die geistreiche, originelle göttliche Pythia zu spielen!

Zu diesem Metier gehört auch ein steter Enthusiasmus. Rahel war enthusiastisch bis zum Exceß. Alles was ihr gefiel:

Menschen, Briefe, Bücher, Kleider — war himmlisch, göttlich, feenhaft! . . . Einst aßen wir zum Thee geröstete Kastanien. Das war ein olympisches Götteressen! — So oft ich späterhin Mustern sah, mußte ich an Rahel's Ausspruch denken: In Mustern kann man sich tiefsinnig essen! — Kam ich in einem neuen Hut, in einem hübschen Kleide: so war ich angezogen wie eine Göttin — wie eine Fee — wie ein Engel!

Es gibt aber auch einen Enthusiasmus: à bas! Auch den besaß Rahel, und wohl für Niemanden mehr, als den armen Jffland — wie wir später sehen werden.

Rahel sprach gern und enthusiastisch über Toiletten, kritisirte sie, gab Toilettenrath und glaubte in allem Ernst, auch in diesem Fach eine erste Kennerin zu sein und den feinsten Geschmack zu besitzen. Das wirkte gradezu komisch, wenn man dabei ihre eigene Toilette etwas genauer musterte.

Ueber Fanny Elsler's Toilette schreibt sie 1830 an Genz: »In meinem Billet an die Schöne lobte ich ihren Anzug und nannte ihn einen »persönlichen«. Und wie ich hinkomme, sitzt sie noch und bereitet der Schwester und sich mit höchsten Händen Ballauffäge, von Blonden, Draht und Band; geschickt wie eine Fee, graziös, als käme es eben aus Paris; und intelligent, wie nur der individuellste Charakter sie erfinden kann. Richtig hatte ich ihren Anzug einen persönlichen genannt. Ich halte entsetzlich viel auf Anzug: aber gehe schlecht einher; versteh es, wie Niemand besser. Kann auch schön Rath geben und wählen; im höchsten Sinn; mit genauester Kenntniß der Mode, die öfters los gelassen werden muß, — *mise de côté, mais pas ignorée.*« —

Noch lieber und enthusiastischer sprach Rahel über — Herzensangelegenheiten. Da wurde die vierundfünfzigjährige kleine kränkliche Frau überaus mobil, redselig, neugierig, anbohrend, vertraulich, ja sogar duldsam gegen einen kleinen amüsanten Theeklatsch. Sie dachte über Liebe und Ehe sehr frei. Das antike Götterleben und Lieben der Griechen war ihr

Ideal. »Freiheit! Freiheit! besonders in einem geschlossenen Zustande, wie die Ehe!« — war der Schrei ihres Herzens. Sie deutete gern an, daß durch dies Herz manche große Leidenschaft gegangen war. Die größte soll ein Graf Zinckenstein gewesen sein. Aber die arme Rahel hatte kein Glück in der Liebe. Sie verlangte in ihrer heißen Jugend neben der geistigen, auch ein wenig körperliche Anbetung. Und an ihrer reizlosen und doch reizbaren Körperlichkeit scheiterten alle ernstesten Verhältnisse. Auch ihr Gatte Varnhagen war nie ihre irdische Liebe, nur ihr Seelenfreund! — wie Rahel ihrer intimsten Freundin, Auguste Bredt, seufzend anvertraute.

Dafür war die arme liebedürstende Rahel schon in ihren jungen Jahren die Vertraute so mancher freien Liebe: des Prinzen Louis Ferdinand und der schönen frivolen aber geistig leeren Pauline Wiesel, der genialen Friederike Bethmann und ihrer zahlreichen Anbeter. In ihrer merkwürdigen, oft schier naiven Aufrichtigkeit beneidete sie diese »Griechinnen« um ihr Glück und schalt die »elende Welt«, die anders über solche Verhältnisse dachte und urtheilte.

Als ich Rahel kennen lernte, hatte sie fast überwunden. Sie schreibt 1825: »Ich freue mich, alte Uebel los zu sein, als unsinnige Liebe; die wir Unseligen in Andern suchen, anstatt uns an der, die wir für Andere haben, zu ergötzen. Nur um dies recht zu machen, möcht ich noch ein Mal jung sein.«

Am Liebsten hörte ich Rahel vom Theater sprechen und ich versuchte stets, sie so schnell wie möglich auf dies Thema zu bringen. Sie liebte die Bühne enthusiastisch — aber die Bühne einer vergangenen Zeit — die Bühne ihrer Jugend — die Bühne, auf der Fleck und Friederike Bethmann mit einander gespielt hatten.

Rahel schreibt 1818 an August von Stägemann: »Eine Stadt ohne Theater ist für mich, wie ein Mensch mit zugebrückten Augen: ein Ort ohne Luftzug, ohne Cours. In unsern Zeiten und Städten ist ja dies das einzige Allgemeine, wo der

Kreis der Freude, des Geistes, des Antheils und Zusammenkommens — auch nur — aller Klassen gezogen ist. Nichts desto weniger applaudire ich Sie doch, daß sie nicht in's Theater gehen: d. h. es macht mir Vergnügen. Lassen Sie sich gestehen, daß kein Theater in der Welt mir den Aerger abzwingen kann, wie das Berliner — seit Jffland, — erstlich, weil keines mich so interessirt hat; dann gibt es keines mehr (es hat aber schon angesteckt!) mit solchen steifen Präntensionen an sich selbst. Es ist eine Zwangsanstalt für Schauspieler und Publikum in allen Rücksichten nach und nach geworden — das wird (Komödien-) Schulz wissen.«

Der arme Jffland! Ebenso enthusiastisch, wie Rachel in ihrer Liebe über ihren »Abgott« Fleck und ihre »Zee« Friederike Ungelmann-Bethmann, über die »Schönheit« Baranius, den genialen Czschitzky, den wackeren Beschort, den urkomischen Ungelmann und den feurigen Mattausch sprach, der sie als Fürst in »Elise Valberg« so lebhaft an den geliebten und vielbeweinten Prinzen Louis Ferdinand erinnerte — — ebenso enthusiastisch war sie in ihrem Haß gegen Jffland und seine Schule. Sie stammte schon bei dem Namen »Jffland« glühroth auf und wurde nie müde, ihn den »Verderber der Berliner Bühne und der ganzen theatralischen Kunst« zu nennen, und ihm vorzuwerfen: daß er seine innerliche Armuth an originellen Einfällen und Gedanken durch allerlei Künsteleien zu ersetzen versucht habe.

Diesen enthusiastischen Zorn — ja unsterblichen Haß gegen Jffland strömt Rachel besonders in zwei Briefen an Auguste Brede aus:

»Dieser wenig begabte Pedant hat nicht allein der Berliner, sondern den deutschen Bühnen großen Schaden zugefügt, bei mancher Ordnung der Scene und gesellschaftlichem Vortheil ihrer Mitglieder; und mich verfolgt er noch nach seinem Tod!!! Muß ich nicht rasend werden, — Wien nicht ausgenommen, — auf allen Theatern Deutschlands Einen zu finden, der ganz

wie er spielt, schnarrt, glupt, spricht, die Hände dreht, fingerirt, pausirt, einzelne Worte mitten vor oder aus einer Phrase wie verlorne Schildwachen hinauschießt, und als solchen ihnen keine Lebensmittel, d. h. keinerlei Accent und Beziehungston mitgibt, es dem Hörer in seiner Verlegenheit überläßt, was sie damit machen sollen, und diese Verlegenheit noch für künstlerische überlegte Absicht ausgeben will. Solche verfolgen mich noch, wo ich ihn schon lange vergessen hätte, und hegen den alten Aerger wieder in mir gegen ihn auf ... So herrschte Jffland nicht durch sein Besseres, durch sein Schlechtestes ... Verstockt war er in seinem Direktionsglück, unter dem Götzendienst geworden. Und nun ruhe er selig.«

Aber nein, er läßt ihr und sie ihm keine Ruhe. Noch kurz vor ihrem Tode schreibt sie der Freundin über Jffland:

»Dieser verdirbt uns die deutschen Theater auf fünfzig Jahre hinaus; der Geruch, den der nachließ, ist für Publikum, Fürsten und Höfe und Intendanten benebelnd, betäubend, todbringend, und nur die Künstler gedeihen dabei, die auch Sistrionen, Pedanten, Lügner in der Kunst und im Leben sind; wie der Schöpfer dieser Affectation in Kunst, ihren Einrichtungen und in Sitte! Diesen Nachruf erlauben Sie mir meiner Bühnenleidenschaft nachzusenden; was dem Bühnengeheimrath davon gebührt, nehme er hin.«

Rahel erging es eben wie anderen Sterblichen mit der hochgelobten »guten alten Zeit«. Das ist immer die entblätterte und verwehte wunderschöne Frühlingszeit, in der wir jung gewesen sind. Wie würde es wohl mir ergehen, wenn ich heute — nach mehr als vierzig Jahren meine in der Erinnerung so vollblühende, geliebte, hoch- und heilig gehaltene Berliner Bühne wieder sähe?

Ich würde Ludwig Devrient, Pius Alexander und Amalie Wolff ... und so manchen und so manche Andere aus meiner »guten alten Zeit« schmerzlich vermissen — und dazu meine leichtherzige, begeisterte Jugend.

Rahel's »gute alte Zeit« war: als sie 15 — 20 — 25 Jahre zählte, das Berliner Theater das echt königlich glänzende Friedrich Wilhelms II. und der Lichtenau und allabendlich für jeden anständig Bekleideten frei Entrée war. Königliche Garde du Corps und reich galonirte Diener empfingen das Publikum zu einem Hoffest. Das Haus war brillant mit Wachskerzen erleuchtet. Statt der schmalen Bänke gab es in Logen und Parquet bequeme Stühle. »Alles war festlich, respektuös!« Der brillante Righini dirigierte seine Wunderopern — die Marchetti sang wie ein Engel und der Neapolitaner Vignano tanzte wie ein Gott. Friederike Unzelmann war in Oper, Tragödie, Schau-, Lust- und Singspiel die bezauberndste jugendliche Fee und die Schönheit Baranius empfing von dem prächtigen, heißblütigen Könige, mochte auch die Gräfin Lichtenau neben ihm in der Loge von Diamanten und Herrschsucht funkeln, die glühendsten Huldigungen. Die junge anmuthige Maximiliane Döbbelin sprach feck und kokett die wunderbarsten gereimten Prologe. Der jugendsprühende Mattausch war noch nicht »durch Tabakrauchen und verbürgertes, vernachlässigtes, unelegantes Leben außer der Bühne alt geworden« und hatte noch nicht »durch seine Körperschwere einen Wackel im Gange bekommen.« Und Fleck — der geliebte einzige Fleck! »Refüfirt! — schrie der Gott wie ein Engel. Und verblaßte, in Blick und Mienen. Göttlich!« — In der Rolle des Valberg.

Diese verwehte Zeit und diese dahingegangenen Künstler waren Rahel's Maßstab für die Bühne — meiner Zeit. Und dieser Maßstab machte sie nicht selten ungerecht gegen das neue Bühnenleben, weil es anders war, als das ihrer Jugend. Sie ließ nur die alte italienische Gesang- und Tanzschule gelten — und machte für den deutschen Gesang eigentlich nur eine einzige lobende Ausnahme. Und das war ein — junger liebenswürdiger Dilettant: Dr. Karl Grüneisen aus Stuttgart, später als Dichter, Kunsthistoriker und Oberhofprediger bekannt. Rahel enthuſiasmirte sich im Sommer 1824 so sehr für den zweiundzwanzig-

jährigen Liedersänger ihres Salons, daß sie ihn durchaus zu ihrem Obergott Goethe nach Weimar senden wollte. »Thun Sie's ja! Bedenken Sie, was das heißt, daß Sie das Glück haben, zugleich mit Goethe zu leben. Bedenken Sie's ganz. Sie kommen ja nicht mit leeren Händen. Sie können ihm ja so schön deutsch vorsingen, wie es kein anderer Mensch vermag; lassen Sie den Mann dies nicht versäumen aus einer Bescheidenheit, die nur eine falsche sein kann. Folgen Sie einmal einer Freundin, die Sie nicht kennen, der Sie aber gewiß in dieser Angelegenheit trauten, wenn Sie sie kennten. Ich verstehe sehr viel Musik und Theater. Sie singen und sprechen die Worte vortrefflich; wie kein Anderer. Was wollen Sie dazu thun, noch sagen? Es ist eine Gabe!« — Und bald darauf schreibt sie an Ottilie von Goethe: »Dieser hübsche junge Mann sang so schön deutsch, wie ich es auf allen unsern Theatern nie hörte und überhaupt nie . . . Solche Art auszusprechen erahnte ich nicht einmal!«

Dagegen fanden unsere berühmtesten Berühmtheiten: Henriette Sontag, die Scheckner und Schröder-Devrient wenig Gnade vor Rachel's Ohren.

Von dem darstellenden Künstler verlangte Rachel: er muß Alt, Jung, Erhabenes, Komisches bunt unter einander spielen, denn Fleck und die Bethmann haben das gethan und — gekonnt. Gehet mir mit Eurem engen, scharf abgegränzten Rollenkreis. Da will der Eine nur schmachtende Liebhaber, der Andere nur Bösewichter, der Dritte nur edle Helden spielen! Der sicherste Weg: einseitig, manierirt zu werden. Ihr wißt heut zu Tage gar nicht mehr, was echte Menschendarstellung ist . . . »Das ganze Studium dieser Kunst besteht doch nur darin, auf's Pünktlichste zu wissen, was man nicht machen darf. Durchdrungen muß der Schauspieler vom ganzen Stück sein, jede Rolle, jede Zusammenstellung wissen und kennen; muß vom Himmel die Gabe haben, Zustände zu fassen und auszudrücken, das letztere ist eine rohere, äußerlichere und allgemeinere; wenn

er dann nicht thut, was er nicht darf, — und diese prohibirenden Gesetze aus allen Gegenden des Reichthums gebenden Geistes zusammen hat, — und sich freies Spiel läßt, so werden wir Gutes haben!»

An Sophie Schröder tadelte Rachel einst: daß sie als Fürstin in »Elise Valberg« beim Eintritt in die Gemächer des Fürsten nicht mal Handschuhe in der Hand hielt! — Sie konnte eben nicht vergessen, wie elegant und überprächtigt gekleidet Friederike Ungelmann diese und andere Fürstinnen spielte.

Nach meinem Gefühl zeigt man auf der Bühne überhaupt zu viel Ziegenleder. Man sollte nur dort Handschuhe tragen, wo man sie nach Gewohnheit und feiner Sitte auch sonst im Leben trägt; nicht, wenn man aus einem Zimmer des eigenen Hauses in das andere geht. — Jeder Glacehandschuh verdirbt die bedeutsamste Geste der schönsten Hand. —

Dann sprach Rachel auch enthusiastisch von Talma, Raucourt, Fleury, der Mars und Georges, die sie in Paris gesehen hatte.

Von Talma und Napoleon erzählte sie eine hübsche Anekdote, obgleich sie sonst den Korsen mit dem gleichen Enthusiasmus haßte, wie Jffland.

Talma hatte in St. Cloud zum ersten Mal Racine's »Neron« gespielt. Am nächsten Morgen ließ der Kaiser ihn zu sich kommen. Strahlend im Vorgefühl des erwarteten Lobes steht der eitle Künstler zwischen den Prinzen, Gesandten und Ministern im Empfangsaal. Da tritt Napoleon aus seinem Kabinet heraus und geht sogleich auf Talma zu, mit den Worten: »Sie haben den Nero gestern abscheulich gespielt! Ihr Komödianten glaubt immer, ein Kaiser sei nie Mensch, nie natürlich, müsse immer auf dem Rothurn einherschreiten. Unsinn! Ist Nero auch bei seiner Mutter der stolze, bombastische Kaiser? Lesen Sie Sueton — und mit Verstand Ihren Racine. Sagt der Dichter nicht deutlich genug:

Neron commence à ne plus se contraindre!

Seiner Mutter gegenüber ist Nero nur der unkindliche Sohn, der ihrer Herrschaft überdrüssig ist und in sich das Zeug hat, sie mit kaltem Blut ermorden zu lassen . . . Morgen will ich den Nero von Ihnen noch ein Mal sehn!« — Und Talma spielte am andern Abend den Nero in der Scene mit seiner Mutter mit jener göttlichen nichtswürdigen Familiarität und impertinenten Schlingelhastigkeit, wie ich den Engel in dieser Rolle selber sah und wie er den Römer-Kaiser noch heute spielt, himmlisch! — da Frankreichs Nero schon lange auf seiner Felsen-Insel modert! —

Der »alten« Theaterenthusiastin Rahel werden wir später bei dem reizenden kleinen Künstlerkaffee in dem hochgegiebelten Vogelstübchen der guten Mutter Krickeberg wieder begegnen.

Zu meiner Zeit ging Rahel nur noch selten in's Theater. Sie war kränklich, müde — körper- und theatermüde. Nur wenn ihre langjährigen Freundinnen: Sophie Schröder und Auguste Brede, — oder an sie empfohlene Künstler und Künstlerinnen, wie Esslair, Wilhelmine Schröder-Devrient, Sabine Heinefetter, Rannette Schechner, Fanny Elsler gastirten — oder vielbesprochene glänzende Sterne neu aufstrahlten, wie Henriette Sontag und Marie Taglioni, — oder wenn neue Stücke ihrer literarischen Freunde gegeben wurden: — dann erschien die kleine lebhafteste Frau im Theater, gewöhnlich in der Loge eines ihrer vielen Freunde und ihre Locken, ihre Perquette, ihr Opernglas waren in blickartiger beständiger Bewegung.

Aber regelmäßig, wenn sie nicht todtkrank war, besuchte Rahel im höchsten Puz das Schauspiel- oder Opernhaus am 3. August — dem Geburtstage Friedrich Wilhelm des Dritten — zu Ehren ihres geliebten Königs!

Rahel war stolz darauf, eine glühende Patriotin und liebevolle Anhängerin ihres Königs zu sein. Sie schreibt: »Ein König, unter dem wir leben, ist gradezu ein Blutsverwandter!« — Mit welchem Enthusiasmus erzählte sie kleine Charakterzüge von der armen, edlen, engelschönen Königin Louise und von

Friedrich Wilhelm dem Guten und Gerechten aus den thränenreichsten Tagen Preußens und ihres eigenen Lebens — und auch noch aus meinen Tagen!

So schreibt sie — um ihre eigenen charakteristischen Worte zu gebrauchen — am 4. März 1829:

» — Was man jetzt von unserem Könige für himmlische Geschichten hat! Und keine kommt — für die Fremden; wir Alle wissen sie; und wissen sie auch im voraus — in ein Blatt! Will es der König nicht? Höre die englischste! Des berühmten Sanssouci-Müller jetziger Nachkommenbesitzer dieser Mühle ist in der größten Detresse und hat mehrere tausend Thaler Schulden. Er redet den König an und stottert und fleht, Majestät möchte ihn von Verzweiflung retten, seinen Kindern aus der Noth helfen und die Gnade haben, die Mühle zu kaufen! — Der König sagt: Das geht nicht! — Der Müller kommt schriftlich ein und gibt noch nähere Details über seine Lage. Er bekommt den schriftlichen Bescheid abseiten des Königs: Diese Mühle hätte Friedrich II., sein hoher Abnherr, schon nicht haben können, und er selbst könne sie auch nicht kaufen, weil sie der Geschichte gehöre; aus seiner Noth wolle er ihm aber helfen, damit er in seiner Mühle bleiben könne; und schickte ihm dazu die nöthige Geldsumme. He!? Gestern, als bei meiner Abendgesellschaft die Rede davon war, sagte ich, was Du auch wissen sollst: Als unser großer Friedrich so schön die Mühle aufgab, mußte man glauben, Schöneres könne nun mit dieser Mühle nicht vorgehn: nun aber müssen wir glauben, jeder künftige König könne eben so etwas Unerwartetes, wie er Neues, aus dem Herzen erfinden. Ich weine.

Höre noch eine liebenswürdige Anekdote! Nach Beendigung der königlichen Tafel ertappt ein Tafelauffseher — den Titel weiß ich nicht: Fourier? — einen Lakaien, der eine Flasche Burgunder vor dem Kopf hat und sie einflucken läßt und sich aus Schreck ganz begießt; der Mann will sich etwas zeigen und

beginnt einen zu starken und überlauten, schimpfenden Lärm; »gleich wegzagen«, »unerhört« u. s. w. Längere Zeit hört der König den Lärm, als es aber gar nicht aufhören will und nur immer stärker wird, tritt er in's Tafelzimmer, der Sakai will zu Füßen fallen, der Unerbittliche erzählt Alles, und: — »Livree zu Grunde richten!« — »Nicht unglücklich machen!« — sagt der König; und lächelt noch hinzu: »Ein ander Mal weißen Wein trinken!« Händeküssen!

Ein Fähnrich aus fremder Garnison, den der König, in (der Oper: Stumme von) Portici, glaub ich, mit einem Offizierrock und wider Anbefehl aufgeknöpft sah, veranlaßte ihn, hinüber zu schicken und nach seinem Namen fragen zu lassen. Der arme Knabe ließ sich das nicht zwei Mal sagen: und — reißt aus! Unser König bemerkt, daß er fehlt und erfährt, daß er auch nicht nach hinten getreten ist. Aus der Kommandantenliste erfährt der König Garnison und Regiment und Wohnung: läßt ihm sagen, bis zur nächsten Vorstellung der Oper zu bleiben, wozu er ein Billet erhält; der Fähnrich antwortet, den Urlaub habe er nicht. Majestät gibt ihm einen; nun hat er auch kein Geld zu bleiben: der gute liebe König läßt ihm so viel verabreichen. Und das Kind sieht die Oper. Und wir: Bravo! bravo! den Accent auf der letzten Silbe, wie in Paris, damit man's bis dorthin hört!«

Und am 24. März:

»Unser König begegnet vor ein Paar Tagen einem Mann im Thiergarten, steht vor ihm still: »Ich kenne Sie! Wie heißen Sie?« — Ja, Ew. Majestät! ich heiße S. aus Königsberg. — »Ganz recht, da wohnt ich bei Ihnen!« — Kurz, es war grade den Abend französisch Theater, Ballet und Ball im kleinen Palais; der König lud den Mann mit Frau, Tochter und einer Verwandtin ein. »Sie werden abgeholt werden!« Er wurde es. Frau von Kotta, der ich die Geschichte erzählte, wußte endlich, wer die Leute mit der sehr hübschen, anständig

einfach gekleideten Tochter waren, sie hätte sie dort gesehen. Größte Distinktion. Bravo König! Auch der Griechen Gastfreundschaft bringst Du wieder in's Leben. Herrlich König!« —

Auch ich, die ich an jenem Abend im Palais mitwirkte, entsinne mich sehr gut jener Anekdote und der Königsberger Familie, mit der König und Prinzen und Prinzessinnen wiederholt auf's Freundlichste sprachen und sich sichtbar bemühten, es den guten einfachen Bürgerleuten in der glänzenden Umgebung behaglich zu machen.

Und an wen schrieb die gute Rachel diese kleinen Königsgeschichten und ihren großen Königsenthusiasmus?

An ihren Gatten, den königlichen Legationsrath Karl August Varnhagen von Ense, der damals auf einer »sehr ehrenvollen Mission« in kurfürstlich-hessischen Familienangelegenheiten in Kassel abwesend war.

Mit welchem Mephistopheles-Lächeln muß dieser Mann die begeistertsten Königshistorien seiner vor Rührung und Entzücken weinenden Rachel gelesen haben — wenn er zwischen den Zeilen an die dicken, sauber geschriebenen Tagebuchhefte daheim in der heimlichen Schieblade dachte — und wie so andere — ja himmel- und höllenweit andere Histörchen er darin von dem lieben guten König erzählte, der dem diplomatischen Ehrgeize des Herrn von Varnhagen so wenig traute . . .

»Die Raß', die lachte den Bauch sich rund,

Ja, ja!

Dem Schatz, den ich erkoren,

Dem zieh ich's Fell über die Ohren,

Ja, ja! — Raßennatur!

Schlafe, mein Mäuschen, schlafe Du nur!«

— singt der gute ehrliche Chamisso.

Ja, ja, Raßennatur! Schleichende Sammtpfötchen mit heimlichen schärfsten Krallen.

Rahel konnte ehrliche Herzensthänen weinen. Barnhagen hatte ein ewiges glattes Lächeln im Gesicht . . . Daß Einem dabei immer Hamlet's Wort einfallen muß:

»Schreibtafel her! Ich muß mir's niederschreiben,  
Daß Einer lächeln kann und immer lächeln,  
Und doch . . . .«

Ragennatur! Wie die grauen matten Augen hinter den Brillengläsern aufglitzerten, wenn da am Theetische ein neues Ständälchen erzählt wurde . . . während Herrn von Barnhagens geschickte Scheere aus schwarzem Glanzpapier die niedrigsten Deckslein und Nefsen und Ballettänzerinnen schnitzelte . . . »Schreibtafel her! Ich muß mir's niederschreiben . . .« Es war die eitle Vorfreude, die aus diesen Augen funkelte — über den riesigen Skandal, den dereinst »Barnhagens hinterlassene Tagebücher« machen würden . . .

Eitelkeit! Geschmeichelte oder — gekränkte Eitelkeit war die Triebfeder, die Barnhagen regierte: im Denken, Handeln, Sprechen und Schreiben! Aus Eitelkeit spielte er den freisinnigen Volksmann — noch lieber aber doch den vornehmen Herrn, mit seinen lieben guten Freunden, dem Fürsten K. und der Excellenz D. und dem berühmten Gelehrten Z. kokettirend. Ja, nur aus Eitelkeit konnte er »Rahel's Mann« geworden sein. Eitel wie der weibische August Wilhelm von Schlegel, als dieser der dienende Schleppträger der männlichen Frau von Staël wurde.

Der berühmte Orientalist Freiherr von Hammer-Purgstall, den ich während meiner Gastspiele in Wien kennen lernte und in dessen gastlichem Hause ich Rahel's hinterlassenen Gatten wiedersah, — dieser geistvolle, milde Mann pflegte von Barnhagen zu sagen: »Er hat nie die drei kleinen Worte ausgesprochen: — Ich irrte mich!«

Mit Rahel hatten die Mutter und ich viele innige Berührungspunkte des Herzens. Mit Herrn von Barnhagen nur

einen einzigen: er hatte zugleich mit meinem armen Vater die Schlacht von Aspern mitgemacht. —

Ich spreche hier nicht über den berühmten Schriftsteller und Stilkünstler Barnhagen. Das ist nicht Sache einer un- gelehrten Frau. Aber über den Menschen Barnhagen darf auch sie ein Urtheil haben. Das ist Herzens- und Gewissenssache. «

»Biele interessante und berühmte Leute sah ich in Rahel's Salon an mir vorübergleiten, ohne Allen persönlich näher zu treten. So sind manche von diesen Persönlichkeiten auch in meiner Erinnerung zu Schatten verblichen, wie sie die Laterna Magika bunt und schwankend im verdunkelten Zimmer an die Wand wirft.

Alexander von Humboldt, hoch und schlank, elegant und beweglich wie ein Franzose, tauchte oft plötzlich — blickartig — ein aufregendes Irrlicht an Rahel's Theetisch auf, knusperte ein Paar geröstete Kastanien oder Bisquits, sagte Rahel, Henriette Herz und Bettina im Fluge die niedrigsten Schmeicheleien, plätscherte wie ein Salon-Springbrunnen von kölnischem Wasser die zierlichsten und pikantesten Hof- und Stadtneuigkeiten in das Tassenklirren hinein, plauderte mit Herrn von Barnhagen noch zwei Minuten in der Fensterische — Stoff für die Tagebücher — und war verschwunden — wieder wie ein Irrlicht.

Der berühmte Gelehrte und Reisende hielt im Winter 1827—28 in der Berliner Singakademie Vorlesungen über »Psychische Erd- und Weltbeschreibung« — für ein recht buntes Publikum. Damen waren am zahlreichsten vertreten und auf Wunsch der Mutter, der ich nie genug lernen konnte, ging auch ich hin, so oft ich nicht im Theater beschäftigt war. Ge- lernt habe ich aber spottwenig von diesen gelehrten Dingen, so sehr ich auch meinen armen Kopf anstrengte. Zu meinem Trost

und zu meiner Erholung sah ich mir zwischendurch die Gesichter der anderen Zuhörerinnen an. Die schauten auch nicht drein, als ob sie mehr kapirten. Und das war wirklich eine kleine Genugthuung. — Daß Humboldt von seinen Zuhörerinnen auch nicht sonderlich viel erwartete und verlangte, beweist eins seiner vielen geflügelten — sarkastischen Worte, die schnell in Berlin courfirten.

Der Prinz August hatte ihn gefragt, ob er denn glaube, daß die so zahlreichen Zuhörerinnen seinen gelehrten Vorlesungen mit Nutzen zu folgen vermöchten?

Und Humboldt hatte lächelnd geantwortet: »Das ist ja aber auch gar nicht nöthig; wenn sie nur kommen, damit thun sie ja schon alles Mögliche!«

Humboldt, der verpariferte Salonmann, liebte seine Vaterstadt Berlin nicht und dachte ziemlich gering von den Berlinern. Ihm war Berlin »langweilig und drückend, eine intellektuell verödete, kleine, unliterarische und dazu überhämische Stadt, wo man monatelang gedankenleer an einem selbstgeschaffenen Zerrbilde mütter Einbildungskraft nagt!«

Mein geliebtes altes Berlin!

Seine königliche Kammerherrn-Uniform war dem Gelehrten eine »lächerliche Kleidung« und seine Hofstellung die langweiligste, unausstehlichste . . . Warum aber trug er denn beide länger als ein halbes Jahrhundert? Doch nicht nur wegen der 5000 Thaler Kammerherrn-Gehalt? Oder aus höfischer Eitelkeit? Beides wäre gleich traurig für unseren größten Weltgelehrten.

Humboldt's schärfster und geistreichster Gegner bei Hofe war Friedrich von Ancillon, der frühere Erzieher des Kronprinzen und spätere Staatsminister. Er nannte den Alles wissenden, geschmeidigen Kammerherrn witzig: die encyklopädische Kaze!

Ein heiteres Aufsehn machte es, als Humboldt der großen Naturforscher-Versammlung im Berliner Schauspielhause einen

glänzenden Thee mit Damen gab. Ich konnte von einer Gallerie einen Blick auf dies bunt wogende, fröhlich lärmende Bild niederwerfen. Da war Humboldt so recht in seinem Element: wie mit Zaubergeschwindigkeit durch den Saal irrlichterirend, bald hier, bald dort an einem Theetischchen auftauchend, mit einer flüchtigen Causerie, einer Schmeichelei, einem Wisz — und husch! husch! weiter!

Humboldt's älteste Freundin in Rahel's Salon war die Hofrätthin Herz — die einst hoch- und weiterberühmteste Schönheit Berlins. Als ich sie sah, war sie schon über sechzig Jahr alt, — aber noch immer eine anmuthvolle königliche Erscheinung mit silbergrauen Locken, den wunderschönsten siegenden dunklen Augen und einem liebreizenden Lächeln. Dabei milde und in der Unterhaltung zurückhaltend; hierin der stärkste Kontrast zu der sprudelnden Rahel und dem närrischen Zaunkönig Bettina. Aber was Henriette Herz sagte, hatte Charakter, Geist, Klarheit und war immer wohlthuend. Als ich sie nur ein Mal gesehen hatte, begriff ich sogleich die langjährige Herzensfreundschaft Schleiermachers zu der schönen Jüdin. Der kleine verwachsene Pastor an der Dreifaltigkeitskirche mit den seelenvollen Augen und dem herzenswarmen Munde, mein und der Mutter verehrter Beichtvater und auch in schwierig weltlichen Fragen unser milder Gewissensrath, liebte in Henriette Herz nicht die berauschende Frauenschönheit, — nur den schönen, klaren, großen Menschen, zu dem er nothwendig »Du« sagen mußte. — Ebenso begreiflich aber war mir, daß der siebenzehnjährige Ludwig Börne die um volle zweiundzwanzig Jahre ältere Henriette Herz bis zum Wahnsinn — ja bis zum projektirten Rattengift unglücklich lieben konnte, und daß der Staatsminister Graf Dohna-Schlobitten aller gesellschaftlichen und höfischen Vorurtheile nicht achtete und der Witwe des jüdischen Arztes Markus Herz Hand und Namen bot. Sie aber dankte ihm herzlich für Beides und — blieb Henriette Herz und Schleiermachers geistige Freundin. — Alexander und Wilhelm von Humboldt vergaßen

nie, daß Henriette Herz das erste schönheitstrahlende edle Frauen-Ideal ihrer Jünglingsjahre gewesen war. Die reizendste Frau Berlins hatte sie die ebräische Schrift gelehrt, in derselben mit den jungen Söhnen von »Schloß Langweil« (Tegel bei Berlin) korrespondirt und mit ihnen die neumodische Menuet à la Reine geübt und getanzt. Die beiden berühmten Humboldt blieben der alternden Freundin in zarten Huldigungen treu.

Welch ein Kontrast zu dieser schönen klaren hoheitsvollen Frau war — Bettina! Mit Rahel dagegen hatte Frau von Arnim sehr viel Aehnliches, ja Gemeinsames: das Sprunghafte, Wirblice, Flatterhafte, Funkenprühende, Feuerwerkartige, Explodirende, Enthusiastische, Excentrische, Elektrisirende, Kokett-Geistreiche, Jungherzig-Frische und Erfrischende — — und auch das gute, ehrliche, menschenfreundliche Herz und die unermülich hülfreiche, wohlthätige Hand. In schnell aufflammendem Mitgefühl für Nothleidende und Unterdrückte konnte Bettina eben so ehrliche Herzensthänen weinen, wie Rahel, eben so mitleidig klagen und zornvoll anklagen — aber auch ebenso geschäftig für die Unglücklichen laufen, schreiben, bitten, betteln, schier gewaltsam exekutiren, das Beste und das Letzte hingeben und in den Hütten der Armen und Kranken selber die helfende und pflegende Hand anlegen.

Auch hatte Bettina dasselbe liebeglühende und liebefehlende Herz, wie Rahel — und dasselbe Unglück in der Liebe. Das Herz des schon recht anständig erwachsenen »Kindes« Bettina flammte und flackerte lichterloh — daß es rings umher einen glührothen Schein und weit, weit das größte staunende Aufsehn gab — für Zeus-Goethe in Weimar . . . mochte der auch schon ihre Großmutter Sophie verehrt und ihre Mutter Maximiliane Larocke geliebt haben. Das Kind Bettina schaukelte sich und gaukelte liebeathmend auf den Knien des Olympiers, — und wenn der es auch noch so oft und zuletzt recht unsanft und immer unsanfter auf die Erde setzte — immer wieder kletterte der reizende Wildfang hinauf und schmiegte sich an

das große göttliche Herz und that wohl gar, als schliefe es dort sanft ein, wie ein unschuldig Kind auf der Mutter Schooß . . . Endlich aber verlor der Weimarische Jupiter, der mit den Jahren in Herzenssachen recht sehr vernünftig und bedächtig geworden war und seine häusliche Ungenirtheit über Alles liebte, doch seine olympische Ruhe und er setzte das immer zudringlicher liebende Kind von seinen Knien gar — vor die Thür des gelben Ministerhauses auf dem Frauenplan und gebot seiner lieben Frau Christiane, die unbequeme Frau von Arnim nie wieder hineinzulassen. Das war der Frau Christiane nur eine Wonne, denn sie haßte den verliebten »Uff!«, der ihr so oft schnippisch und hochmüthig begegnet war und ihr am Ende wohl gar ihren lieben Geheimenrath abspenstig machen wollte, von ganzem Herzen und wie Cerberus hielt sie an der Thür Wache und wies der armen Bettina die Zähne und — wohl gar den Besen.

Das Kind weinte bitterlich und liebte den Weimarischen Olympier in alter Glut von ferne weiter. Da es sich nicht mehr auf seinen Knien schaukeln durfte, schaukelte es sich fortan auf seiner — Berühmtheit.

Darin waren Rahel und Bettina sich wieder gleich: in dem schier abgöttischen Goethe-Kultus! Ihr Theetisch war der Altar, an dem sie als begeisterte Hohepriesterinnen ihrem Obergott allabendlich opferten. Daß dabei für die Priesterinnen gelegentlich von den Sekatomben ein fetter Bissen abfiel, war selbstverständlich, — geheiligt durch den priesterlichen Ufus der geliebten klassischen Götterzeit der Griechen.

Als Achim von Arnim todt und Goethe kaum begraben war, klettete sich Bettina's sehnedes Herz flugs an den berühmten »Verstorbenen« — bis das eitle Ich des Fürsten Pückler-Muskau des Weihrauchs, der Brieffschreiberei, des Liebespielens und der ganzen armen kleinen Bettina müde war — und ihr in brüsquester Weise die Thür von Muskau wies. Daß aber dieser frivolste aller frivolen Ichlinge das große sehnedende Herz der armen Bettina in ihren Briefen noch nach des

eitelsten Mannes Tode prostituirte, — diese Niederträchtigkeit hat Bettina nicht verdient.

Noch ein Mal kam eine große Leidenschaft über die alternde Bettina. Sie war schon zweiundsechzig Jahr, als sie ihr wunderbares Buch: »Ilius Pamphilus und die Ambrosia« schrieb. Die alte Ambrosia-Bettina küßt dem jungen Ilius Pamphilus-Nathusius liebeselig die Locken, die Augen, den Mund, das Herz, die Hände und die Füße . . . und verlegen, hölzern steht der um volle dreißig Jahr jüngere Ilius Pamphilus dabei und läßt Kuß, Liebe, Ambrosia geduldig ungeduldig über sich ergehen.

Bettina selber hat wohl nur eine einzige heiße, dauernde Liebe eingefloßt. Aber es war die sturmbrausende — titanenhafte Liebe eines Ludwig van Beethoven. Seine letzte! Er liebte das reizende neckische originelle Kind von fünfundzwanzig Jahren vom ersten Sehen in Wien (1810) an — bis an seinen Tod. Diese Liebe begeisterte ihn zu neuen unsterblichen Kompositionen. Er hätte wohl gar den »dummen Streich« begangen und Bettina geheirathet, wenn sie ihn hätte haben wollen. Aber er war ihr doch zu taub, zu grillenhaft, zu »wüßcht« — und sie heirathete gleich nach der Heimkehr aus dem Stegreif ihres Bruders Clemens Freund: Achim von Arnim.

Als ich Bettina bei Rahel kennen lernte, war sie schon vierzig Jahr, aber noch eine anmuthige Erscheinung voll Jugendlichkeit, Leben und Grazie. Sie war klein, zierlich und hatte in ihrem Aussehn und in ihrer wirbelnden Beweglichkeit etwas Knabenhaftes. Dazu stimmten ihre kurzen dunklen Locken, die das Köpfschen frei umflatterten, ihre blanken großen italienischen Augen und starken Augenbrauen, ihr dunkles einfaches Kleid mit dem altdeutschen weißen Klappkragen, ihre naive Kindlichkeit und ihre kecken jungenhaften Manieren. Sie hüpfte trällernd durchs Zimmer, spielte mit einem Apfel Fangeball, voltigirte kühnlich über einen Sessel, versteckte meiner Mutter das Strickzeug, warf mich beim Thee mit Brodkügelchen und

machte einen Heidenlärm. — Ludwig Tieck erzählte mir später in Dresden: Bettina, schon lange verheirathet, saß bei mir wie ein Junge auf der Sopha-Seitenlehne und wenn Leute zu mir kamen, glitt sie gleich einem lachenden Kobold geschwind hinter die Lehne hinab, knabberte und piepste dort in der heimlichen Ecke wie ein Mäuschen und schalt nachher, wenn wir wieder allein waren, in ihrem geliebten Frankfurter Dialekt: »Lafsch doch die dumme, wüschte Mensche nich immer herein, wenn die Bettine da isch. Ich hab Dich lieb — lieber als sie Alle!«

Der ganze Eindruck war fremdartig, halb Puck, halb Sylphe. Man konnte sich lebhaft denken, daß Bettina in ihrer Jugend bei der Frau Rath und bei Goethe das Kind »Mignon« reizend spielte, ja daß sie sogar mit Grazie kindlich und kindisch unartig sein konnte, — nach ihrem Motto:

Ich bin so froh und heiter,  
Meine Stimmung ist so rein,  
Und wenn ich einen Fehler beging  
So kann es keiner sein!

Bei der vierzigjährigen Frau aber erschien für schärfere Augen und Ohren diese ewige Kindlichkeit und vordringliche Naivetät doch etwas forcirt, ja kokett — und man begriff Rüchert's Spottwort:

Bettina macht mir Angst  
Und Rahel macht mir bange . . .

Den Hauptunterschied zwischen Rahel und Bettina, die so viel Aehnliches und Gemeinsames hatten, versuche ich in den Worten auszudrücken: Bettina war ganz ewig gährende Poesie, die mit dem Klärungsprozeß nie völlig fertig wird und immer am Gefäß haftet, — Rahel ganz ewig gährende klärende Philosophie voll größter Selbständigkeit, im Leben und Denken.

Rahel selber urtheilt über die Bettina meiner Berliner Tage: »Frau von Arnim ist von allen, die ich kannte, die geistreichste Frau. Man möchte sagen: ihr Geist hat die meisten

Wendungen. Ihr Geist hat sie, nicht sie ihn. Was wir Ich nennen können, ist nur der Zusammenhang unserer Gaben, und die Regierung derselben, die Direktion darüber. So wie Frau von Kalb jeden Gesichtskreis als solchen verlassen und in der Gewißheit, einen neuen zu finden, freudig sein kann; so leuchtet, oder blizt wenigstens bei Frau von Arnim Mißvergnügen gegen das eben gefundene hervor und dieses spornt sie an, um jeden Preis Neues hervorzufinden; — dies Verfahren aber kann nicht immer ohne Störung vorgehen.«

Jetzt folgt eine Reihe mehr oder weniger nebelhafter Schattenbilder der Erinnerung, die ich der geistigen Verbindung wegen hier aber doch nicht fehlen lassen möchte.

Von Achim von Arnim weiß ich nur, daß er mir neben seiner Gattin furchtbar ernsthaft, still und ehrbar vorkam.

Clemens Brentano sah ich nur ein Mal flüchtig. Ich fand ihn wunderbar und für meine Heiterkeit gar zu weinerlich. Man sagte und lachte: er hat mal wieder mystische Kloster-schmerzen, wie andere Leute — Migräne! Er redet immer davon: nur hinter katholischen Klostermauern wohnt der wahre Friede! — aber er findet doch: draußen lebt sich's angenehmer und lustiger.

Friedrich Baron de la Motte-Fouqué, der Dichter des »Zauberring« und der »Undine« lebte die Wintermonate in Berlin, den Sommer in Remhausen. Eine schöne milde ritterliche Erscheinung, wohlwollend, wahr, treu und echt vornehm-bieder. Die Jugendfreundschaft mit Barnhagen war stark gelockert, seit Fouqué — »fromm« geworden war. Besser harmonirte Barnhagen mit der noch immer lebenslustigen geistvollen Baronin Karoline, die auch Romane schrieb und deren stürmische Jugend noch pikantere Romane lebte.

Auch der poetische Kriminalrath Eduard H zig, der Präsident der literarischen »Mittwochgesellschaft« und hülfreiche Freund aller Poeten und Poetinnen, war Herrn von Barnhagen »zu fromm« geworden, seit er sich hatte taufen lassen.

Grade bei meiner Ankunft in Berlin machten Hitzigs Bücher über seine verstorbenen Freunde: Zacharias Werner und C. F. A. Hoffmann großes Aufsehn. Recht begreifen konnt' ich aber nie, wie Eduard Hitzig die unglückliche Liebe der armen Fanny Tarnow, der glühenden Romanschriftstellerin, zu sein vermochte. Und doch soll sie ihm gegenüber ziemlich stark — Bettina gewesen sein. Aber auch der kühle Kriminalrath hatte seine energische Christiane: — die praktische Tante Lotte, die Freundin seiner verstorbenen Gattin, die Erzieherin seiner schönen Kinder und unerbittliche Wächterin am Eingange zu seinem Herzen und zu seinem angenehmen Hause.

Adalbert von Chamisso war keine Salonfigur. In Haltung und Kleidung vernachlässigt, schweigsam bis zum Mürri-schen, machte er anfangs wohl den Eindruck eines armen Hypochonders. Aber wenn ein Funke des Gesprächs zündend in seine Seele fiel, wenn sein reines graublaues Auge aufleuchtete, sein gutes mildes Gesicht, edel und hager, von langen silbernen Locken umzittert, sich röthete, sein anmuthiger Mund beredt wurde — dann war Chamisso unbeschreiblich lebenswürdig, wie man sich den Dichter so viel reizender, herzenswarmer wieder dachte.

Professor Eduard Gans, noch in den Zwanzigen, war eine auffallende, in gewissem Sinne: schöne Persönlichkeit. Sohn eines reichen jüdischen Banquiers, der durch den Tod des stark verschuldeten Prinzen Louis Ferdinand fünfzig tausend Thaler ohne große Schmerzen verlieren konnte, hatte er ganz seiner juristischen und philosophischen Ausbildung gelebt und sich dazu auf großen Reisen eine vielseitige Weltbildung erworben. Mit siebenundzwanzig Jahren schon Professor an der Berliner Universität geworden, schrieb er zu seiner Erholung geistesscharfe Kritiken über Litteratur und Theater — (auch ich kleines Subjekt diente seiner philosophischen Feder zuweilen als Objekt) — und redete allabendlich sich und etliche Salons schier zu Tode. Die beweglichste und schneidigste Zunge, die mir je

vorgekommen ist. Dabei konnte der Athem der gedrunghenen starken Figur kaum mitkommen, das runde Gesicht wurde beängstigend roth, die orientalischen Augen starrten weit offen und das krause schwarze Haar erhob sich förmlich vor unseren Augen. Rahel, Barnhagen und Ludwig Robert patronisirten den jungen Freigeist und Feuerkopf sehr. «

» Zum Schluß noch zwei Porträts aus Rahel's Kreise, die wieder klarer, lebendiger vor meinem rückblickenden Auge auftauchen: Ludwig und Friederike Robert! Fast gleichzeitig mit meinem Abgange vom Königstädter Theater hatten Beide Berlin verlassen und zwei Jahre in Paris und Karlsruhe gelebt. Ich war natürlich nicht wenig gespannt auf die persönliche Bekanntschaft meines geistvollen, freundlichsten Kritikus im »Morgenblatt«. Endlich sollte ich ihm bei Rahel begegnen, konnte ich ihm danken.

Ludwig Robert war keine so sonnige, lebensfrische Natur, wie Schwester Rahel. Eine schwächliche, fast dürftige Gestalt, blaß, kränklich, ernst, ja finster, mit scharfen jüdischen Zügen trat mir entgegen. Ihm fehlte des Lebens Sonne: fröhlicher dauernder Erfolg — in der Welt und auf den Brettern! Dazu hatte ihn das unsterbliche, fluchwürdige Hepp! Hepp! sein Leben lang geheßt, bis er fast zum Menschenhasser geworden war.

Und doch war Ludwig Robert ein echter Dichter, ein edler wahrer Mensch. Rahel nannte ihn ihren Lieblingsbruder — ihren Religionsbruder.

Ihr Vater war der reiche Juwelenhändler Markus Lewin; Rahel 1771, Ludwig 1778 in Berlin geboren. Nach des strengen und orthodoxen Vaters Tode verließ Ludwig den Kaufmannsstand und den Glauben seiner Väter, viel früher als Rahel. Er nahm den Namen Ludwig Robert Tornow an. In dem geistreichen Kreise, der sich um seine Schwester bildete, erkannte er seinen Dichterberuf. Mit Chamisso, Hitzig, Franz

Theremin, Wilhelm Neumann und Barnhagen stiftete er 1803 den poetischen »Nordsternbund«. Bald darauf brachte er »Die Ueberbildeten«, eine moderne Nachbildung von Moliere's »Précieuses ridicules« auf die Berliner Bühne — mit Seitenhieben gegen die neue Schlegelsche Schule. Das Stück gefiel. Der einundzwanzigjährige Dichter träumte himmelstürmende Poetenträume . . . Träume!

Iffland war kein sonderlicher Freund von witzig-satirischen Theaterstücken. Er liebte mehr das hausbacken Bürgerliche. Er ließ Ludwig Robert, dessen Talent gerade im Witz und in der Satire am brilliantesten sprudelte, bald ganz fallen. Der junge Dichter haßte Iffland sein Leben lang kaum weniger, als Rachel. Seine Bitterkeit spritzte er in Epigrammen aus, wie:

»Talent hieß einst in alter Zeit,  
Von Gott verlieh'ne Fähigkeit.  
Drauf ward Talent  
Ein Kompliment,  
Und das verlangt heut Jedermann,  
Der schmieren oder klimpern kann.«

Seine »Kämpfe der Zeit« — glühende Freiheitslieder, einem reichen warmen Gemüth und der Trauer über Deutschlands Erniedrigung unter Napoleons Henkerhand entsprungen, erweckten rauschende Begeisterung — — um eben so schnell im wildflutenden Strome der Zeit unterzugehen und vergessen zu werden.

Gleichzeitig trafen den Dichter und den Menschen tief-schmerzliche, erschütternde und erbitternde Schläge — in dem »Juden«.

Seine ganze dramatische Kraft hatte er in dem Trauerspiel »Die Macht der Verhältnisse« niedergelegt. Es war ein Tendenzstück, ein Kampf gegen die Standes-Vorurtheile der vornehmen Gesellschaft. Aber gerade diese Gesellschaft war mächtig genug, das Stück des »frehen Juden« volle zehn Jahre lang von der Berliner Hofbühne fern zu halten. Erst

1825 wurde »Die Macht der Verhältnisse« in Berlin aufgeführt. Ich durfte zu meiner Freude vom ersten Abend an drin mitwirken. Darüber später ausführlich in dem Kapitel: »Ludwig Devrient«.

Und zu gleicher Zeit, als er an der »Macht der Verhältnisse« dichtete, liebte Ludwig Robert in Dresden eine herrlich schöne Frau — bis zum Wahnsinn. Sie war eine Kokette. Sie ließ sich die poetischen und goldenen Huldigungen des reichen jungen Mannes sehr wohl gefallen — — und gab dann lachend dem »Juden« den Laufpaß . . .

Wie tief verwundet — mit vergiftetem Pfeile — muß das arme Herz gewesen sein, aus dem in jenen Tagen das wehmüthig-bitterste aller Sonette quoll:

Wenn der ein Jud' ist, der im Mutterleibe  
Verdammt schon war zu niederem Sklavenstande,  
Der ohne Rechte lebt im Vaterlande,  
Dem Pöbel, der mit Roth wirft, eine Scheibe;  
Dem gar nichts hilft, was er auch thu und treibe,  
Des Leidensfleck doch voll bleibt bis zum Rande:  
Verachtungsvoll und schmachvoll und voll Schande?  
Dann bin ich Jud' — und weiß auch, daß ich's bleibe.  
Und wenn der Christ ist, der sich streng beleiht  
Sein Erdentkrenz in Demuth zu ertragen  
Und die zu lieben, die ihn tödtlich hassen;  
Glaubend, daß Alles, was sein Herz zerreiht,  
Der Herr, um ihn zu prüfen, zugelassen?  
— Dann bin ich Christ! das darf ich redlich sagen!

In Karlsruhe, wohin Ludwig Robert seiner Schwester Rahel 1816 gefolgt war, sollte der Arme endlich der Frau begegnen, die berufen war, für zehn Jahre die Sonne seines durchdüsterten Lebens zu werden. Aber erst nach langen, schweren Kämpfen. Denn sie war das Weib eines Andern — eines Unwürdigen!

Friederike Braun wuchs auf als Tochter eines armen, kinderreichen Schulmeisters zu Schwäbisch-Gmünd — das

schönste, lieblichste Mädchen im Schwabenlande, frisch wie eine Frühlingsblume, fröhlich wie ein Waldbögelein.

So fand sie der Italiener Primavesa. Entzückt von ihrer Schönheit, gab er sich als reicher Freiersmann . . . Welch ein Glück für das arme Mädchen! — dachten die Eltern. Friederike wurde sein Weib und folgte ihm nach Karlsruhe — — in die elendeste, schmachvollste Ehe. Das waren die Tage, in denen ich als Kind anstaunend die wunderschöne, traurige Frau an mir vorübergehen sah . . . Dann traf ich sie häufig mit Ludwig Robert auf Spaziergängen — und meine kleinen Ohren hörten hin und wieder im Spielkränzchen der Mutter: wie die Karlsruher über dies Spazierengehn der Madame Primavesa mit dem Herrn Robert die Köpfe schüttelten . . . So vergingen Jahre. Inzwischen dichtete Ludwig Robert für unsern genialen Konzertmeister Friedrich Ernst Jesca, den berühmten Violinspieler und originellen Komponisten, den Text zu der Oper »Omar und Laïla«, in der ich später auf der Karlsruher Hofbühne mitwirkte . . . Endlich ging durch die Stadt das alarmirende Gerücht: der schändliche Primavesa hat seine schöne Frau an den Dichter Robert verkauft — für viele, viele Tausende . . .

Genug: Ludwig Robert heirathete 1822 die geschiedene Frau Primavesa — und sie liebte und verehrte ihn ihr Leben lang wie einen rettenden Gott. Er hatte für ihre Befreiung wirklich den größten Theil seines Vermögens geopfert — und jetzt fangen die Briefe mit ebräischer Schrift an, in denen die gute Rahel ihrem theuren »Religionsbruder« heimlich ihre Ersparnisse schickt, daß seine Frau von diesem neuen drückenden Opfer nichts erfährt. Und wie liebt Rahel die liebe schöne »Rike«, die ihren Bruder so glücklich macht!

Friederike Robert blüht in diesem neuen Glück wieder jugendfrisch und fröhlich auf. Ganz Berlin ist entzückt von der wunderschönen Schwäbin, die so »gesund und mit so weißen Zähnen« lacht, so reizend Hebels alemannische Gedichte vor-

trägt, selber so niedliche naive Gedichtchen macht und so vogelfrisch singt! Ihre Schönheit, Anmuth und Liebenswürdigeit wird von den Poeten um die Wette besungen: von Fouqué, Achim von Arnim, dem jungen Russen Grassunder, dem dicken Breslauer Schall — und erst von Heine!

Heine ist 1823 in Berlin Rahel's und der Musen ungezogener Liebling. Er läßt sich von der »lieben guten kleinen Frau mit der großen Seele« — »der geistreichsten Frau des Universums« geduldig »hobeln«, widmet ihr heimlich seine Lieder und versucht sogar, ihr zu Liebe auch — Goethe zu lieben. Für Ludwig Robert hat er die wärmste Freundschaft und für die »schöne Rike« brennt er lichterloh. Er ist nicht nur der eifrigste Mitarbeiter an dem von ihr redigirten und bei einem Verwandten, dem Buchhändler Braun in Stuttgart, erscheinenden Almanach: »Rheinblüten« — er wirbt auch Immermann und andere Freunde dafür. Er schreibt über die schöne Robert: »Sie vereinigt in sich die Jokaste und die Julia, das Antikste und das Modernste« — und singt ihr den Sonnettenkranz:

### Friederike.

Verlaß Berlin, mit seinem dicken Sande  
Und dünnen Thee und überwiß'gen Leuten,  
Die Gott und Welt, und was sie selbst bedeuten,  
Begriffen längst mit Hegelschem Verstande.

Komm mit nach Indien, nach dem Sonnenlande,  
Wo Ambrablüten ihren Duft verbreiten,  
Die Pilgerschaaren nach dem Ganges schreiten,  
Andächtig und im weißen Festgewande.

Dort, wo die Palmen wehn, die Wellen blinken,  
Am heil'gen Ufer Lotosblumen ragen  
Empor zu Indra's Burg, der ewig blauen;

Dort will ich gläubig vor Dir nieder sinken,  
Und Deine Füße drücken und Dir sagen:  
Madame! Sie sind die schönste aller Frauen!

Ein Bild! Ein Bild! Mein Pferd für'n gutes Bild!  
Womit ich Dich vergleiche, Schöne, Feine,  
Dich Unvergleichliche, Dich Gute, Keine,  
Die mir das Herz mit heit'rer Lust erfüllt!

.....

»Ja, Du bist schön, Du schönste aller Frauen!« —

Ich sehe Friederike Robert noch vor mir in ihrer strahlenden, imposanten Schönheit, besonders an einem heiteren Gesellschaftsabend bei Hofrath Heun. Wir hatten nach Herzenslust mit einander geschwäbelt, Hebelsche Gedichte deklamirt, gesungen, gelacht und getanzt. Glühend vom Lachen und Tanzen machten wir mit einander Toilette zum Nachhausegehn. Wie war Friederike wunderwunderschön in ihrem purpurnen Atlascapuchon, mit der reinen weißen Stirn, den hervorquellenden nachtdunklen Locken, mit den leuchtenden großen schwarzen Augen und den glühenden Wangen! Dazu die königliche Figur!

Der alte galante Claren rief entzückt aus: »Rika, wie Juno!« — Dann bekam auch mein weißer Schwan-Capuchon sein Kompliment: — »und Hebe!«

Auf der Gemälde-Ausstellung 1826 erregte Friederike Roberts Bild, von Eduard Magnus in Paris gemalt, das größte Aufsehn. Rahel schreibt darüber dem glücklichen Robert und zugleich für uns eine reizende Charakteristik der holden Frau: Ich war zum dritten Mal auf der Ausstellung — »um Riken's Bild zu sehn, wovon die ganze Stadt, jeder nach seiner Weise sprach; höre nun die meinige. Ein Maler, der eine so vollkommen schöne Person so ähnlich machen kann, reißt sich selber die Lorbeerzweige vom Baum, die man ihm flechten muß. Augen, Stirn, Haare, vortrefflich; Haltung, Miene! bei dieser bleib ich stehn. Wer solch vollkommenen Zügen die Miene abgewinnen kann, ist ein halber Künstler; wer sie wiedergeben kann, ein ganzer. Weil vollkommen schöne Gesichter beinah keine Miene machen können . . . Rike aber hat eine

Miene, die das Glück hat, ihr bestes Innere auszudrücken, es ist die Festhaltung mannigfacher Bewegung ihrer Gedanken und ihres Zumutheseins. Es ist der Moment, wenn sie etwa einer guten, hübschen, geehrten Frau vorgestellt wird, wo sie aufmerksam, klug und unschuldig ihren Gegner — der gegenübersteht — betrachtet, zugleich weiß, daß sie betrachtet wird und in kindischer Bescheidenheit ihr Bestes aus der Seele reicht, und doch fürchtet zu mißfallen, welches eine leichte menschenfreundliche Scham auf das schöne Gesicht führt: dann ist sie schön und äußerst hübsch; und diese schöne Miene, diesen herrlichen Ausdruck hat der glückliche Magnus mit seinen Augen abgeschöpft, mit den Kufshänden auf die Leinwand gebannt. Heil ihm! ... Sie hat noch einen Moment zum Malen: den, wenn sie sibyllenartig aussieht und mit keinem Menschen, keinem »Gegner« zu thun hat, ganz allein steht mit ihrem angeborenen Muth — von der besten Sorte — zornfertig, nur fertig, er könnte kommen, wenn er sollte — und allein mit der Natur, die sie wohl zu schauen und, ihrem Wesen nach, zu fassen weiß. . . . Mit der Nase aber hätte Magnus glücklicher verfahren können. . . . die schöne Nase muß er mir (trotz des darauf gehaltenen Schattens) zeigen. . . . Die Miene aber dieses Bildes ist so vortrefflich, daß ich's besitzen möchte, weil ich dadurch unsere Rike zehn Mal des Tages lieben würde. Wenn sie diese Miene macht, berührt sie gradezu mein Herz: diese Miene spricht um einen Beifall an, den der innerste Mensch nie versagt; weil der beste innre ihn fordert. Bravo Magnus! Schön gesehn, Stirne, Augen, Augenbrauen vortrefflich. Es hängt auch Lizians Geliebte oben, die sieht Ricken sehr ähnlich: die hat mehr Fülle, mehr Weiches, aber weniger Geisterartiges. . . .

Glücklicher Robert! Und — doch nicht glücklich! Das Theater verbitterte ihn mehr und mehr. Seine fein satirischen Lustspiele: »Der Paradiesvogel« und »Cassius und Phantasus, arg romantische Komödie mit Musik, Tanz, Schicksal und Verwandlung« — die alte Romantik und neumodische Schicksals-

tragödie scharf geißelnd, gingen an der großen Menge unverstanden und spurlos vorüber, machten ihrem Dichter aber in »höheren Sphären« viel Feinde. Darum wurde auch sein harmloses Scherzspiel »Staberl in höhern Sphären«, für das Robert der echte Berlinische Witz so reich zu Gebote stand, obgleich 1825 in der »Königstadt« anonym gegeben, doch von den gegen den »Juden« und Verfasser der »Macht der Verhältnisse« erbitterten Garde-Offizieren furchtbar zu Tode gepocht und gepöfien. Und mit dem mächtigen »Komödien-Schulze« lebte Robert schon seit Jahren in grimmem Federkriege.

Auch der schnelle Verfall der »Königstadt« verdüsterte ihn sehr. Denn welche Hoffnungen für einen neuen Frühling des deutschen Theaters und — für eine freundliche Erntezeit seines Talents hatte er auf dies »Volkstheater« gebaut!

Umsonst! Umsonst gelebt, gestrebt, gelitten, gekämpft!

Immer düsterer wurde es um ihn und in ihm. Nur im kleinen vertrauten Kreise an Rahel's Theatrische konnte er noch lachen — ohne Bitterkeit. — Dort habe ich ihn eines Abends — wie er mir selber mit feuchten, glänzenden Augen sagte — sehr beglückt. Ich sollte Etwas deklamiren — und ich sprach mit Komik eine komische Episode aus Ludwig Robert's »Promenaden eines Berliners in seiner Vaterstadt«, an Ludwig Tieck gerichtet:

»Die edlen Freuden Berlinischen Thee's!

Vampen und Kerzen,	Ein Haufen Krähen
Brennende Lichter,	Mit weißen Kravatten.
Erloschene Herzen	Grüßendes Neigen,
Gemachte Gesichter.	Tonloses Summen,
Dort Federn und Spigen	Verlegenes Schweigen,
Und türkische Shawle,	Hochmuths Verstummen.
Sind Damen, sie sitzen	Ein laulich Gebräue,
Im Kreise, im Saale;	So schwächlich gegohren,
Und ferne stehen	Wie lieblose Treue
Die Söhne, die Gatten,	Von Gleichmuth geboren.

Bangweil und Ekel  
Und Kuchen und Lortz,  
Man öffniet den Deckel  
Des Pianoforte;  
Nun trillern und stümpfern  
Die Virtuosen  
Und Lassen klumpern  
Und Diener tosen;  
Es flüstern und zischeln  
Die Frau'n unerfättlich,  
Und rufen dazwischen  
Ihr: Bravo! Ihr: Göttlich!  
Es werden die Zimmer  
Stets heißer und enger,

Und immer und immer  
Die Weile länger;  
Bis endlich die Wagen  
Gemeldet werden,  
Um Dank zu sagen  
Für alle Beschwerden.  
Zulezt und am Ende  
Recht um uns zu necken  
Die Diener die Hände  
Entgegen uns strecken;  
Die muß man nun füllen,  
Sie kriegen das Beste,  
Und lachen im Stillen  
Der albernen Gäste!«

»Also doch nicht ganz umsonst gesungen!« — sagte er herzlich und drückte mir warm die Hand.

Es war das letzte Mal, daß ich ihn sah — sie alle: Rahel, Friederike und Ludwig Robert.

Die Julistürme 1830 regten Ludwig Robert's Nerven furchtbar auf. Man fürchtete das Schlimmste für ihn. Im nächsten Jahr um dieselbe Zeit nahte zum ersten Mal die schreckensvolle Cholera. Robert's Aufregung wuchs beängstigend. Er floh mit seiner holden Frau nach Baden-Baden. Dort ist er am 5. Juli 1832 am Nervenfieber gestorben. Seine treue Friederike, die ihn mit Aufopferung gepflegt hatte, folgte ihm nach wenigen Wochen in's gemeinsame Grab.

Rahel überlebte ihren geliebtesten »Religionsbruder« nur neun Monate. Sie starb am 7. März 1833 an Brustkrämpfen.

Ich weiß nicht, welche Grabschrift ihren Hügel auf dem Friedhofe vor dem Halle'schen Thore zu Berlin schmückt, wo auch ihr Fleck und ihre Friederike Unzelmann »Bethmann — und auch Iffland schlummern. Aber ich weiß keinen schöneren Nachruf für die berühmte, geistreiche Rahel, als das Wort ihres angebeteten Goethe:

Hülfreich, edel und gut!«